

Wöchentliches Sonntagblatt

der
„Chorner Presse“
Verlag von C. Dombrowski in Chorn.

№ 2.

3. Quartal.

1886.

Der Millionenerbe

Roman v. S. Bernhardt.
(Fortsetzung.)

[2]

(Nachdruck verboten.)

Ihr Sohn Friedrich hat keine Verpflichtung gegen mich hinterlassen," sagte der Baron mit bewegter Stimme. „Ach, Herr von Ahlfeldt, wie sehr beklage ich den Verlust dieses Freundes; ich mache mir Vorwürfe, ihm meine Hilfe nicht angeboten zu haben; aber wie konnte ich ahnen, daß er Sorgen habe, daß er eine auf Ehrenwort übernommene Spielschuld nicht einlösen könne?"

„In diesem Falle wäre ich ihm stets der Nächste gewesen," bemerkte der Freiherr einfach und stolz, „ich hätte ihn nicht wortbrüchig werden lassen und wenn ich mich und meine Tochter in die bitterste Armut hätte stürzen sollen. Meine arme, arme Melanie — wie hat sie diesen Bruder geliebt!"

Der Freiherr bemerkte nicht, daß sich die Wangen des jungen Edelmannes mit einem zarten Roth übergoßen, als er seine Tochter Melanie erwähnte. Grich ergriff die Hand des Alten.

„Herr v. Ahlfeldt," sagte er, „wenn ich Ihnen jemals einen Dienst leisten kann, wenn Sie je menschlicher Hilfe bedürfen — denken Sie an mich. Sie ahnen nicht, welch' warmes Interesse ich stets für Sie und die Ihrigen gehegt habe. Doch, ich will in dieser Stunde, in der Sie den Verlust eines



Der Salzgräber von Galtstadi. (Mit Text auf Seite 16.)

Sohnes beklagen, ganz offen zu Ihnen sein. Ich habe Ihnen ein Geständniß abzugeben, Herr v. Ahlfeldt. Als ich vor einem Jahre Ihrem Fräulein Tochter zum ersten Male auf dem Ball des spanischen Gesandten begegnete, schon damals fand ich, daß sie durch ihr reizendes Wesen, ihre Schönheit, ihren Geist alle andern Damen überragte. Diese flüchtige Wahrnehmung wurde später zur Gewißheit, die seitdem sich mehr und mehr in mir befestigt hat. Ich liebe Melanie, Herr von Ahlfeldt, und vor etwa zwei Monaten erhielt ich aus ihrem Munde die mich beglückende Gewißheit, daß meine Liebe erwidert werde. Schenken Sie uns Ihren väterlichen Segen."

„Ich komme von der Leiche meines Sohnes, Herr Baron," unterbrach der Freiherr mit schneidender Schärfe Grichs Werbung, „jetzt ist es nicht an der Zeit, dünkt mich, über Heirathen zu sprechen."

„Sie haben einen Sohn verloren," sagte Grich, „nehmen Sie mich an seiner Statt, ich verspreche Ihnen —

„Meine Tochter ist vermögenslos, Herr Baron, und seit gestern besitzt sie auch keinen makellosen Familiennamen."

„Ihre Tochter ist ein Engel und, was das Vermögen anlangt, ich denke, ich bin reich genug, um mit meiner zukünftigen Gemahlin standesgemäß leben und ihr alle Vorzüge eines genügsamen Daseins schaffen

zu können. Ich bitte Sie herzlich, treten Sie nicht zwischen Melanie und mich."

Der Freiherr überlegte einige Minuten, dann sagte er: „Darf ich offen mit Ihnen reden, Herr Baron, rüchhaltslos — wie ein Vater zu seinem Sohne?“

„Reden Sie — und lassen Sie mich Ihre Bedenken hören.“

„Nun denn; ich weise Ihren Antrag durchaus nicht zurück, wenigstens nicht für immer; vorläufig jedoch muß ich Sie bitten, erst eine Bitte zu erfüllen, die ich als guter Vater meiner Tochter Ihnen zur Bedingung machen muß. Sie nennen sich reich. Sie sind es nicht — nein, Sie sind es nicht und ich will Ihnen meinen Ausspruch, der Ihnen paradox erscheinen mag, beweisen. Durch den Tod Ihres Oheims, meines alten, guten Freundes, sind Ihnen etwa zwei Millionen Thaler als Erbschaft zugefallen. Ein stattliches Vermögen, gewiß — für Jemand, der es zu verwalten, zu erhalten, nutzbar und zinstragend anzulegen versteht. Haben Sie dies während des Jahres, in welchem Sie im Besitz des Geldes waren, gethan oder auch nur versucht? Antworten Sie nur — schonen Sie sich nicht selbst.“

„Mein Gott,“ stammelte Erich verlegen, „ich bin jung, ich glaubte das Recht zu haben, mein Leben zu genießen.“

„Dieses Recht bestreite ich Ihnen nicht; aber es kommt nur darauf an, was Sie „genießen“ nennen. Friedrich, mein armer, verlorener Sohn, hat auch nach seiner Art das Leben genießen wollen, und Sie sehen, wohin er gerathen ist. Sie umgeben sich mit Menschen, welche Sie Ihre Freunde nennen und die es so lange bleiben werden, als Sie ihnen Vortheile gewähren, d. h. so lange als Sie offene Tafel halten, eine offene Börse haben und ein offenes Ohr für die tausendfachen Wünsche dieser Schwarzer. Sie haben ferner für Ihre eigene Person Passionen, die eben nur ein mehrfacher Millionär durchführen kann. Sie werden mir antworten: „Meine Millionen gestatten mir dieselben.“ Gut, aber nehmen wir einmal den Fall an, Sie verlieren Ihr Vermögen durch irgend welche unglückliche Zufälle. Was dann? Sie haben ein Gut, aber Sie sind kein Landwirth, Sie halten Pferde, aber die Zucht derselben ist Ihnen fremd, Sie interessieren sich für alle Künste und Wissenschaften, wenden denselben namhafte Summen zu, aber Sie können weder ein Künstler, noch ein Gelehrter werden, kurz, Sie sind verloren, sobald Sie Ihre Millionen einbüßen.“

„Aber das ist ja eine Unmöglichkeit,“ rief Erich erregt aus.“

„Ich bin anderer Ansicht,“ entgegnete der Freiherr, „materielles Gut ist vergänglich, und ich möchte meine Tochter, jetzt mein einziges Kind, nicht an der Seite eines Mannes sehen, dem die Selbsthilfe fremd ist. Ziehen Sie sich auf Ihr Gut zurück, bewirthschaften Sie Großhaffenan einige Jahre selbst, dann werde ich Sie mit offenen Armen empfangen und Melanie — dafür bürgte ich Ihnen mit meinem Ehrenwort — wird Sie dann nicht nur lieben, sondern als einen Mann der That verehren.“ Erich war keines Wortes mächtig; stumm drückte er dem Freiherrn, dessen Worte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, die Hand und blickte ihm treuherzig in die Augen.

„Ich sehe, Sie haben mich verstanden,“ sagte der Alte liebevoll, „thun Sie, was ich Ihnen gerathen habe, und ich werde in Ihnen meinen Sohn ersetzt haben.“

„Wann wird Friedrich bestattet?“ fragte Erich leise.

„Übermorgen,“ lautete die Antwort, „wenn Sie ihn noch einmal sehen wollen, so

kommen Sie in mein Haus, aber lassen diesen Besuch Ihren letzten sein — bis bessere Zeiten kommen. Und nun leben Sie wohl. Ich habe heut noch manchen schweren Gang zu thun.“

Der Greis verließ, von Erich gefolgt, den Salon und schritt aufrecht und mit scheinbar ruhigem Antlitz durch die Flucht prachtvoll eingerichteter Zimmer, welche nach dem Vestibüle führten.

Und doch betrauerte dieser Vater tief und schmerzlich seinen Sohn, das Opfer einer unseligen Leidenschaft.

Erich kehrte bewegt in sein Kabinet zurück. Er liebte Melanie heiß und aufrichtig und eben deshalb hatten ihn die Worte ihres Vaters in's innerste Herz getroffen. Er mußte sich sagen, daß der Freiherr nicht übertrieben habe, daß seine Passionen nur durch die Interessen von Millionen bestritten werden könnten, ja, er mußte sich sogar eingestehen, daß er in letzter Zeit stark über seinen Etat gegangen und sein Grundkapital nicht unerheblich gemindert hatte. Auch er hatte dem Spiel stark gefröhnt, auch er hatte es, wie Friedrich von Ahlfeldt, mit stetem Unglück gethan. Bei der Erinnerung an den Todten schritt Erich nach seinem reichgeschmückten Schreibtisch, öffnete ein geheimes Fach und entnahm demselben eine rothe Tasche, die mit Scheinen, Wechseln, Quittungen und anderen Papieren gefüllt war. Er betrachtete vier beschriebene Briefbogen und hielt sie dann über ein brennendes Licht, bis sie zu Asche verkohlten. Es waren vier Ehrenscheine, welche Friedrich ihm über eine namhafte Summe gegeben hatte.

„Es ist besser so,“ sagte Erich von Nistow halblaut zu sich selbst, „so wird man sie niemals finden — sie sind aus der Welt.“

In diesem Augenblick trat Robert ein, sein Gesicht war nicht sehr freundlich, als er meldete:

„Herr Notar Taubert bittet den Herrn Baron um eine Unterredung.“

„Taubert — deus ex machina. Lassen Sie ihn vor. Nun, warum gehen Sie nicht?“

„Herr Baron,“ sagte der Kammerdiener im Ton tiefster Ehrfurcht und zugleich treuester Ergebenheit, „Herr Baron, beherzigen Sie meine Warnung; nehmen Sie von diesem Manne keine Gefälligkeiten an. Wenn es mir vergönnt wäre, dem Herrn Baron meine Bereitwilligkeit zu bezeugen, wenn ich mir erlauben dürfte, Ihnen meine Ersparnisse anzubieten. Ich habe vor einigen Wochen 30 000 Mk., mein Gesamtvermögen, durch Kündigung einer Hypothek erhalten, ich habe für das Geld momentan keine Verwendung; erzeigen Herr Baron mir die Ehre und nehmen es in Verwahrung zu beliebiger Disposition.“

Erich schritt unwillig auf und nieder, der Vorschlag seines Dieners beleidigte ihn, aber er konnte ihm nicht zürnen, war doch die Absicht des treuen Mannes die beste von der Welt.

„Nein, nein,“ sagte er, „ich darf Ihren Vorschlag nicht annehmen, Robert — ich will ihn nicht gehört haben.“

„Ich wäre unglücklich, wenn ich den Herrn Baron verletzt hätte, ich hatte bei Gott keine Ahnung, daß —“

„Schon gut, es bedarf keiner Entschuldigung — rufen Sie jetzt den Notar.“

Robert verbeugte sich und ging. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, lächelte er und es lag ein teuflischer Hohn in diesem Lächeln.

Drittes Kapitel.

Eine Kriegserklärung.

Der Notar Taubert, welcher jetzt langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit eintrat, war eher klein, als mittelgroß zu nennen, doch

sah er, da er breitshulterig und wohlbeleibt war, nicht unbedeutend aus. Sein Gesicht zeigte eine ungesunde, gelbliche Farbe, die mit der Blutröthe seiner etwas aufgeworfenen Lippen lebhaft kontrastirte. Er trug einen schwarzen Rock von feinem Tuch und hielt — dies war seine Gewohnheit — ein buntfarbenes Taschentuch in der rechten Hand, an welcher man mehrere werthvolle Brillantringe bemerken konnte. Erich ging dem Notar nicht entgegen, er hatte vor seinem Schreibtisch Platz genommen und blätterte in einem Journal, welches nebst anderen Tageszeitungen vor ihm lag. Die devote Verbeugung Tauberts erwiderte er mit einem leichten Kopfnicken und lud sodann mit einer Handbewegung seinen Gast zum Sitzen ein.

„Verzeihen Sie meinen frühen Besuch, Herr Baron,“ eröffnete der Notar das Gespräch, „indef eine Angelegenheit führt mich zu Ihnen, welche, wie ich glaube, für Sie von einiger Wichtigkeit ist.“

„Für mich von Wichtigkeit? Ich kann mir kaum denken, welcher Natur diese Angelegenheit sein kann. Doch lassen Sie hören.“

„Es handelt sich um einen einfachen Arbeiter, der gern einen für ihn sehr entscheidenden Prozeß führen möchte und nicht recht weiß, an welchem Ende er die Sache anfassen soll.“

„So leihen Sie ihm Ihren bewährten Rechtsbeistand,“ sagte Baron von Nistow nachlässig, „aber was geht das Alles mich an?“

„Sie rathen mir also, diesem Arbeiter vor Gericht beizustehen,“ fuhr Taubert, ohne auf Erich's Einwurf zu achten, fort. „Nun, es ist leicht möglich, daß ich Ihren Rath befolge. Doch ist mir der Gegner dieses Mannes, der übrigens, nebenbei bemerkt, in jedem Falle den Prozeß verliert, bekannt, ich hatte von jeher eine gewisse Zuneigung für ihn; ich will nicht unterlassen, erst diesem Gegner meine Dienste anzubieten, ehe ich gegen ihn zu Felde ziehe. Stimmen Sie mir hierin nicht auch bei?“

„Herr Notar, ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Geschichte bezwecken, aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß sie mich langweilt.“

Der Notar warf einen listigen Blick auf den Baron.

„Meine Geschichte wird Sie sogleich sehr interessieren; wenn ich Ihnen sage, daß der Gegner dieses Arbeiters — Sie sind, Herr Baron.“

„Ich! Sind Sie wahnsinnig oder scherzen Sie mit mir?“

„Weder das Eine, noch das Andere ist der Fall,“ setzte der Notar kalt und gelassen hinzu. „Ich werde Ihnen noch mehr sagen. Den Gegenstand, um den es sich in diesem Prozeß handelt, können Sie allein genau angeben; er beträgt genau so viel, als Sie gegenwärtig besitzen.“

„Also mein Vermögen steht auf dem Spiele!“ lachte Erich aus vollem Halse, „ein göttliches Märchen, mein Herr Notar.“

„Ja, ein Märchen, oder sagen wir besser, ein Roman, der unsere Zeitungen auf einige Zeit hinaus beschäftigen wird. Und ein seltener Fall. Dieser arme, junge Mann, wird man auf den Arbeiter weitend sagen, er ist der Sohn eines Barons und hat es nicht gewußt, er ist der berechtigte Erbe von Millionen und arbeitet um Tagelohn, da ihm dieser Umstand unbekannt war. Man wird diesen jungen Arbeiter interessant finden, er wird modern werden.“

Erich war bestürzt stehen geblieben, er begriff, wo der Notar hinaus wollte, doch glaubte er mit wenigen Worten den vermeintlichen Irrthum aufklären zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Devrient als Retter.

Lebensskizze von Otto Regenstein.

(Nachricht verboten.)

Man sagt, es gebe nichts Leichtsinzigeres, als das Künstlerherz. In vielen Fällen mag dieser Ausspruch für eine Wahrheit gelten; es ist ja auch begreiflich, daß das Blut eines Künstlers und besonders des Schauspielers, der sich fast allabendlich den Wallungen seines Temperamentes hingeben muß, wilder, ungestümer durch die Adern rollt, als das eines Kaufmannes, eines Beamten oder Handwerkers, der, seinen ruhigen, sicheren Weg ziehend, Alles vermeiden kann, was außer dem Bereiche eines gewöhnlichen Berufsärgers steht. Das Künstlerherz ist leichtsinnig; aber eben, weil es den Sinn leichter regiert, weil es gewöhnt ist, in Angelegenheiten der Vernunft mitzusprechen, darum ist es auch ebenso gut, ebenso hilfsbereit, ebenso edel. Wir könnten aus der großen Zahl der männlichen und weiblichen Schauspieler, die in vielen Fällen sich aufopfernd für ihre Mitmenschen gezeigt haben, eine Menge der glänzendsten Beispiele aufzählen; wir könnten beweisen, daß Mancher von ihnen, als die Zeit seines Ruhmes vorüber war, als Alter und Krankheit ihn zur Ausübung seines Berufes untauglich gemacht, mittellos im Spital geendet hat, nicht weil er in jungen Jahren, wie man so leicht anzunehmen geneigt ist, über seine Verhältnisse hinaus gelebt hat, sondern weil er, in freilich übertriebener Gutmüthigkeit, mit seinen nothleidenden Mitmenschen getheilt hat, weil er zu schwach war, die Schaar jener bettelnden Müßiggänger, die ihn umschmeichelten, von sich abzuschütteln. In diesen Zeiten wollen wir nur eines Künstlers gedenken, welchem neben seinem hervorragenden Genie, das ihn zu einem der bedeutendsten Schauspieler Deutschlands, zur unvergesslichen Fierde des Berliner Hoftheaters werden ließ, ein goldenes Herz verliehen war.

Dieser gottbegnadete Mensch und Künstler war Ludwig Devrient. Unseren Großvätern, vielleicht noch Manchem der jetzt noch Lebenden war es vergönnt, mit „Meister Ludwig“ bei Lutter & Wegner, der Stammkneipe des Künstlers, einen vollen Becher zu leeren, und Diesenigen, welche dort täglich mit ihm zusammen trafen, die wissen von Devrients Bereitwilligkeit zu erzählen, wenn es einen armen Teufel der Noth zu entreißen, oder eine unglückliche Familie wieder aufzurichten galt. Nun war aber Meister Ludwig trotz seiner glänzendsten Einnahmen oft nicht in der Lage, mit baarem Gelde auszuweichen, und mit Geld helfen, sagte er hin und wieder, das sei gar keine große Kunst, das könne eben Jeder, dem der Zufall einen wohlgespickten Geldbeutel in die Tasche gezaubert habe; aber seinem Nächsten mit einem guten, klugen Rath beistehen, ihn durch eine List zu dem erwünschten Ziele führen, das sei oft werthvoller, als ein Sack voll Goldstücke. Und auf diese Weise hat Devrient Vielen geholfen und, wenn nur wenige Fälle bekannt sind, so ist der Grund eben darin zu suchen, daß der Meister nie mit seiner Wohlthätigkeit prahlte, daß er, wenn auch beim Wein der Becher seiner Gesprächigkeit überprudelte, er seiner hochherzigen Werke nie Erwähnung that. Einige derselben sind uns jedoch bekannt, und diese wollen wir in gedrängter Kürze erzählen.

Es war im Winter 1820, die ersten Tage des Februar hatten starken Frost gebracht, als Devrient gegen Abend seinen gewohnten Spaziergang durch den Thiergarten machte. Auf dieser Promenade pflegte der Künstler

seine Rollen zu überdenken, und seine geistvollsten Nuancen sind wohl bei dieser angestrengten Geistesarbeit auf dem Spazierwege im Thiergarten entstanden. Hierbei wollen wir doch einer kleinen Anekdote Erwähnung thun, die zwar nicht streng zur Ausführung unseres Themas gehört, die jedoch die eminente Gedankenkraft Devrients erkennen läßt. Ueber seinen Richard III. grübelnd ging der Künstler mit gesenktem Haupt in tiefer Geistesthätigkeit die Linden entlang, vor ihm her sprang ein Schusterjunge, der, eine Kanne tragend, unaufhörlich laut wiederholte: „Für einen Sechser Del, für acht Pfennige Rosinen, für einen Groschen Speck!“ Plötzlich blieb der Junge vor dem Laden eines Krämers stehen, begann bitterlich zu weinen und jammerte: „Du hab' ich's doch veressen, wat ich bringen sollte — die Keile, die Keile!“

„Bengel,“ rief Devrient, indem er sich umwandte, „für einen Sechser Del, für acht Pfennige Rosinen und für einen Groschen Speck solltest Du bringen.“

Sprachs und setzte, dem freudig grinsenden Jungen freundlich zulächelnd, seinen Weg fort. Also in den ersten Tagen des Februar durchschritt Meister Ludwig den Thiergarten und gerieth von seinem gewöhnlichen Hauptwege ab immer tiefer in das dicke Gehölz, dessen kahle Aeste mit Schnee bedeckt waren. Plötzlich hemmte er seinen Schritt, blieb stehen, lauschte und vernahm folgendes kurzes, aber inhaltsreiches Gespräch.

„Ja, Amalie, es giebt für uns nur einen Ausweg,“ sagte eine männliche Stimme, „und es ist auch das Beste, wir machen unserem Leben ein Ende. Dein Vater ist nun einmal gegen mich, er wird eine Heirath mit mir nie zugeben, und ich bin ja auch kein reicher Mann, wenn auch meine Restauration uns ernähren könnte.“

„Ach, Franz, mit dem Vater hätte es sich schon reden lassen,“ erwiderte eine weibliche Stimme unter Thränen, „aber da ist mein Pathe, der Professor Breitenstein, auf den mein Vater große Stücke hält und dessen Rath er unbedingt befolgt. Ach, Franz, warum hast Du Dir diesen Mann zum Feinde gemacht, so daß er jetzt dem Vater abräth, er solle kein Narr sein und sein einziges Kind, das einmal ein ziemlich großes Vermögen zu erwarten habe, einem Manne geben, der nicht einmal sein Geschäft ordentlich versteht.“

„Ich mein Geschäft nicht verstehen,“ rief der Mann entrüstet, „ich weiß wohl, daß der alte Feinschmecker, dieser leckermäulige Professor, mir das nachsagt und warum? Weil ich ihm einmal ein mit Trüffeln gefülltes Rebhuhn vorgesetzt habe, das nicht seinen Beifall hatte. Während stand er damals auf, rief: „Das wäre mir in Paris nie passiert,“ und verließ das Lokal. Ich wußte, daß er es mir nie verzeihen würde, ihn in seinen heiligsten Empfindungen, in dem Genuß eines mit Trüffeln gefüllten Rebhuhns getäuscht zu haben.“

„Nein, er vergißt es Dir nie, Franz, darum ist unsere Liebe hoffnungslos. Aber ehe ich einen Anderen nehme, lieber sterbe ich mit Dir.“

„Wenn Du den Muth hast, Geliebte, dann kann es gleich geschehen. Hier ist eine Pistole, sie enthält zwei Schüsse. Sterben wir vereint!“

„Das werden wir hübsch bleiben lassen,“ rief Devrient aus seinem Bestock hervortretend, „wenn Sie in vier Wochen nicht Ihr hübsches Bräutchen heimgeführt haben, dann liegt der Fall anders und dann können Sie den Schießprügel hier immer noch in Bewegung setzen. Aber bis dahin gehen Sie mir das Versprechen, keine Dummheiten zu machen.“

„Aber ich kenne Sie ja nicht, mein Herr,“ erwiderte der Angeredete.

„Thut nichts, übrigens heiße ich Richard Gloster und stamme eigentlich aus England. Wie ist Ihr Name?“

„Franz Siegmann, Inhaber des Restaurants „Museum“ auf der Burgstraße und die Dame hier ist meine Braut.“

„Und wird in vier Wochen ihre glückliche Frau sein, dafür bürgе ich Ihnen, so wahr ich De — De — Richard Gloster heiße.“ Mit diesen Worten verbeugte sich Meister Ludwig und verschwand hinter den Bäumen. — — —

Professor Breitenstein war soeben von der Universität, wo er einen Vortrag über den Werth der Enthaltbarkeit gehalten hatte, nach Hause zurückgekehrt, als ihm durch seinen Diener eine Karte überreicht wurde, auf welcher er zu seinem Erstannin las:

Monsieur Eugène Bellerois,
chef de cuisine.

„Der Herr bittet vorgelassen zu werden,“ sagte der Diener. Der Professor wußte zwar nicht, was der französische Küchenchef von ihm wollte, aber er gab Befehl, ihn einzulassen, und bald darauf tänzelte ein leichtfüßiger Franzose unter unzähligen Verbeugungen in das Zimmer hinein.

„Monsieur le professeur,“ sagte er mit unangenehmer Füstelstimme, „ich aben der Ehr, zu sprechen die bedeutendste Mann à Berlin, der ist nicht nur eine Stütze von die Wissenschaft, sondern auch von die Kochkunst, was sein eine Kunst nicht schlechter, als der Dichtkunst und die übrigen.“

„Ja, aber was soll ich, mein Herr?“ fragte der Professor.

„Wir stellen aus eine Attest, daß ich bin le roi aller chefs de cuisine, und zu dieser Zweck aben ich gebracht eine Rebhuhn mit Trüffel, daß ich will verwirren sofort.“ Wenige Minuten später sah der Professor am gedeckten Tisch, vor sich ein Rebhuhn, das ihm so vorzüglich mundete, wie keine Speise seit langer Zeit.

„Ja,“ rief er enthusiastisch aus, während er vor Vergnügen mit der Zunge schnalzte, „da sieht man doch gleich, was ein französischer Künstler bereitet hat und kein deutscher Pfuscher. Sie erhalten das gewünschte Zeugniß, lieber Freund, und ich möchte, daß Sie dauernd in Berlin bleiben.“

Der Franzose nahm das Attest, welches ihm bestätigte, er habe durch ein vorzügliches Trüffel-Rebhuhn seine hohe Meisterschaft dargegethan, verbeugte sich und tänzelte als derselbe Windbeutel hinaus, als der er gekommen war. In der Museumhalle, dem Restaurant des Herrn Franz Siegmann, ging es seit einigen Tagen lustig her. Eine große Anzahl flotter Studenten hatte sich als ständiger Besucher eingefunden, war ja doch plötzlich das Gerücht verbreitet worden, Meister Ludwig sei Abend für Abend in der Museumhalle zu finden, und wer hätte zurückbleiben wollen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in Devrients interessanter Gesellschaft einige Stunden zu verleben. Da gab es bald nicht genug Stühle und Tische und Franz hatte alle Hände voll zu thun, das Geld einzustreichen und seine Gäste zu befriedigen. Besonders an einem Samstag Abend waren die heiteren Musensöhne vollzählig erschienen, denn Meister Ludwig hatte ihnen für diesen Abend einen ganz aparten Spaß versprochen. Ungeduldig wartete man auf ihn, die Vorstellung im Schauspielhause mußte längst beendet sein, aber Devrient kam nicht. Endlich öffnete sich die Thür, aber — o Täuschung, statt der Erwarteten traf Professor Breitenstein ein, begrüßte die akademische Jugend mit gnädigem Kopfnicken, fuhr, wie es seine Gewohnheit war, mit der flachen Hand über seine fuchsigе Perrücke, setzte sich an einen Tisch und bestellte mit näselnder

Der allzutalentvolle Redner.

Humoristische Original-Zeichnung für unser Blatt.



Dem Rauchklub, der sich „Pfeife“ nennt,
Fehlt ein gediegener Präsident.



„Uns fehlt,“ so sagt man, „noch der Mann,
Der flotte Reden halten kann.“



Herr Badde meint: „Ich werd's probiren,
'nen solchen Herrn hier einzuführen.“



Und Mitglied wird Herr Doktor Stärke;
Der geht im Reden kraß zu Werke.



Er redet so, daß sich beschweren
Im Haus die Miether, die es hören.



Der Klub zieht, weil er muß, dann aus,
Und mietet sich — ein ganzes Haus!



Eine verdächtige Cigarre. (Mit Text auf Seite 16.)

Stimme ein Rebhuhn mit Trüffel. Während er dieses mit sichtlichem Vergnügen verspeiste, pries er mit lauter Stimme die Kochkunst des Wirthes, und als Franz hierauf aus der Nebenstube den Vater Amaliens herbeiholte, wiederholte er auch diesem das gependete Lob und setzte hinzu, einem Manne, der solch' exquisites Trüffel-Rebhuhn zu bereiten verstände, würde er seine eigene Tochter zur Frau geben, nota bene, wenn er eine hätte.

Amaliens Vater, ein sehr wohlhabender Kürschnermeister, ob der Rede seines Gvatters, dessen Wort ihm, wie wir ja wissen, ein Evangelium war, hocherfreut, unarmte Franz gerührt und rief so, daß alle Umstehenden es hören konnten: „Dann gebe ich mit Freuden meine Einwilligung!“

„Sie haben es Alle gehört, meine Herren!“ jubelte Franz überfällig.

„Wir haben es gehört,“ brüllten die Studenten, und die Gläser klangen aneinander und ein „Vivat, crescat, floreat!“ wurde dem Brautpaar dargebracht, daß man es unter den Linden hätte hören können.

In diesem Moment allgemeiner Freude öffnete sich abermals die Thür und herein trat ein zweiter Professor Breitenstein. Ging das mit rechten Dingen zu, war das Hererei oder optische Täuschung? Da standen die beiden Professoren einander gegenüber, so ähnlich wie ein Ei dem andern.

„Also Sie, mein Herr,“ schrie der eine in heller Aufregung, „also Sie, mein Herr, sind der Gaukler, der hier, wie mir dieser anonyme Brief mittheilt, durch Nachäffung meiner Person die Anwesenden unterhält? Wissen Sie, wer ich bin, mit dem Sie sich einen solchen Spaß erlaubt? — Ich bin der Professor Breitenstein und werde Sie zu bestrafen wissen.“

„Und ich,“ rief der Andere mit gänzlich veränderter Stimme, „ich bin Ludwig Devrient und habe Sie bereits zu bestrafen gewußt. Sie haben ohne irgend einen Grund unserem lieben Wirth Franz Siegmann einen schlimmen Streich spielen wollen, indem Sie diesen biederen Kürschnermeister dazu bestimmt hatten, ihm die Hand seiner Tochter zu verweigern, Sie haben eines einzigen zähen Rebhuhnes wegen das Glück zweier Menschen zerstören wollen, darum habe ich mir erlaubt, Sie, mein werther Herr Professor, zweimal zum Besten zu haben. Das erste Mal als chef de cuisine, als französischer Kochkünstler, wobei Sie mein Trüffel-Rebhuhn so vortrefflich fanden, das ich mir einige Minuten vorher aus der Küche Siegmanns geholt — erinnern Sie sich nur, Sie waren so gütig, mir diese Bescheinigung darüber zu geben, und zum zweiten Male erlaubte ich mir jetzt einen Spaß mit Ihnen, da ich Ihre werthe Person bis auf das Tz nachahmte!“

„Das sollen Sie mir büßen,“ knirschte der Professor und stürzte unter dem Gejohle, Schreien und Stampfen der von Devrient begeisterten Musenhöhne aus der Thür. Der Kürschnermeister hatte sein Wort gegeben und war ein zu ehrlicher Mann, um es zu brechen, Franz und Amalie wurden ein glückliches Ehepaar. In rührender Dankbarkeit haben sie ihrem Wohlthäter, Meister Ludwig, nie vergessen, was er für sie gethan.

Einen anderen herrlichen Beweis seiner Opferfähigkeit gab der Künstler im Jahre 1830, zwei Jahre vor seinem Tode, als er, zum Gastspiel an die Hofburg nach Wien reisend, in einem kleinen sächsischen Dorf übernachten wollte. Kaum hatte sich nämlich durch seinen Diener die Nachricht verbreitet, daß der berühmte Devrient im Gasthause abgestiegen sei, als man beschleunigt an seine Thür pochte und auf sein Herein vier schlecht gekleidete

Männer eintraten, deren verhungerte, glatt rasirte, scharf geschnittene Gesichter Meister Ludwig sofort Kollegen von der Landstraße erkennen ließen. Wahrscheinlich befand sich ein „Meerschweinchen“ auf dem Dore, d. h. eine kleine reisende Theatergesellschaft, die früher weit öfter vorkamen, als jetzt.

„Mein hochgeehrtester Herr Kollege,“ redete der Chef oder, wie er sich gern nennen hörte, der Direktor der Gesellschaft den Künstler an, „es giebt im Menschenleben Augenblicke, in denen ihm der Satz zur vollsten Wahrheit wird: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte u. s. w.“ — Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt, darum aber — die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht — streben auch wir nach den höchsten Idealen unserer Kunst. Doch wie sagt Grethchen so treffend: „Am Golde hängt, nach Golde drängt“ — ach wir Armen — die Zeiten sind schlecht, seit vier Wochen spielen wir nur noch gegen Viktualien. Erster Platz: eine Taube oder ein großes Brod; zweiter Platz: vier Eier, zwei Käse oder eine Netze Kartoffeln; Gallerie: wird Alles angenommen, was man brauchen kann. Sie lachen, Verehrungswürdiger, aber fragen Sie hier diese treuen Untergebenen, wir wissen den Satz der alten Lateiner zu schätzen: Victualia non sunt turpia! Wir wollten darum — —“

„Ich verstehe Sie vollkommen, Herr Kollege,“ unterbrach Devrient, dessen Lachen einem tiefen Mitleid Platz gemacht hatte, den Bedauernswerthen, „hier sind vier Friedrichsdor — nehmen Sie nur, ein Kamerad läßt den andern nicht im Stich.“

Der alte Komödiant trat abweisend einen Schritt zurück. „Stolz lieb' ich den Spanier!“ rief er pathetisch. „Nicht Almosen wegen kamen wir her, nein, hochzuverehrender Herr Kollege, unsere Bitte ist größer. Setzen Sie einmal Ihren geheiligten Fuß auf unsere nichts bedeutenden Bretter, zeigen Sie einmal diesen Dorstößeln, was ein Devrient'scher Franz Moor heißt und sagen will — dann wäre uns geholfen.“

„Ich spiele,“ rief der Künstler entschlossen, „aber unter drei Gastrollen thut's Ludwig Devrient nicht, wir geben morgen „Die Räuber“, als zweite Vorstellung den „Hans Zünge“ und zuletzt — nun darüber sprechen wir noch, geht nur jetzt heim, bereitet alles Nothwendige vor und morgen um 9 Uhr treffen wir uns auf der ersten Probe.“

Und er spielte wirklich, und die Bauern wußten gar nicht, was es zu bedeuten hatte, daß an den drei Tagen Kalesche auf Kalesche, Wagen auf Wagen ankamen, daß alle Gutsbesitzer der Nachbarschaft, die vornehmsten Bewohner der kleinen Nachbarstädte in ihr kleines Dorf zusammen strömten, um für ein Heidengeld in die alte Scheune zu gehen, wo das Theater aufgeschlagen war, um den fremden Herrn zu hören, der da drinnen mit so gewaltiger Stimme sprach und schrie, daß die um die Scheune umherstehenden Bauern ganz bänglich zu Ruthe wurde.

Als aber Meister Ludwig nach drei Tagen wieder seinen Reisewagen bestieg, da gab ihm die ganze Theatergesellschaft, Männlein und Weiblein, für ein Stück Weges das Geleit, und als man unter der großen Linde beim Kreuzweg ankam, streckten sich dem Künstler viele Hände zum Abschied entgegen und in allen Augen standen Thränen, Freudenthränen, und der alte Direktor drückte ihm gerührt die Hand und sagte: „Sie haben uns aus der Patsche gezogen, hochzuverehrender Herr Kollege. Sie haben uns nicht ein Almosen hingeworfen, sondern uns durch Ihr Genie und den Klang Ihres berühmten Namens glänzende Einnahmen verschafft; wir haben

keine Worte für unsern Dank, aber nun wissen wir, daß der „Mensch“ Devrient dem „Künstler“ Devrient in nichts nachsteht, und wie sagt der Dichter —?“

„Fahr zu!“ rief Meister Ludwig, da er fühlte, daß seine Empfindung ihn überwältige, dem Postillon zu, die Peitsche knallte, die Rosse zogen an, der Wagen flog dahin und verschwunden war der Wohlthäter den Blicken seiner dankbaren Schützlinge, verschwunden — auf Nimmerwiedersehen!

Am 30. Dezember 1832 verschied der geniale Künstler an einem qualvollen Leiden, zu dem er selbst den Grund gelegt, unvergeßlich für das Andenken seiner Mitmenschen, berühmt für viele kommenden Generationen, aber auch tief betrauert und aufrichtig beweint von Denjenigen, denen er sich als ein treuer Freund, als ein Retter und Helfer erwiesen hatte.

Soziale Krebschäden.

Von Ernst Freihofser.

(Nachdruck verboten.)

Gleich dem menschlichen Organismus leidet auch das Volksleben, die Gesellschaft, an Störungen und Krankheiten, und unterminiren dieselben, auf das Erheblichste Wohlstand und Glück. Ihre schlimmste Eigenschaft aber bleibt, daß nirgends für sie eine Abhilfe sichtbar wird. Es giebt wohl für die Leiden des Körpers Aerzte, Medikamente, Bäder und Kurörter; für die Krankheiten, die Krebschäden des sozialen Lebens, ist aber kein Kraut gewachsen, trotz allen guten Willens edler Menschen, die nichts sehnlicher wünschen, als sich zu Volksbeglückern zu machen.

Wer dürfte zum Beispiel der Hoffnung Raum geben, das Laster der Trunksucht auszurotten? Wer vermöchte zu denken, es könnte jemals ein Tag kommen, wo das Spiel aus der Welt geschafft wird oder die Frauen aufhören, in Puz und eitlen Tand Befriedigung zu suchen?

Niemand — keine Seele! Dem übermäßigen geistigen Genuß wird geistig gehandelt, bis zum Untergang der Welt, dem Spiel wohl auch; und schöne Kleider und Schmuck möchten unsere Frauen gewiß nicht entbehren wollen, so lange Mutter Erde sich um ihre Achse dreht. Und doch, wie furchtbar wüthet das Dreiblatt: Trunksucht, Spielsucht, Puzsucht gegen das Glück des sozialen Lebens, gegen das Glück der Familie, das das Heiligste, das Schönste ist.

Der Trinker tritt, nur an seiner unseligen Leidenschaft hängend, nur diesem Laster fröhlich, erbarmungslos über die Wohlfahrt seines Weibes, seines Kindes; er sinkt von Stufe zu Stufe und reißt auch die Seinen mit sich in jenen entsetzlichen Abgrund von Armuth und Niedrigkeit, der ihnen die Berachtung seiner Mitmenschen, die eigene Unerachtlassung des sogenannten „Sich nach der Decke strecken“ gegraben. Der Trinker hört auf, vernünftig zu sein, ja er verliert beinahe das Recht — wie schroff dieses Wort auch klingen mag — sich in edlerem Sinne Mensch zu nennen, denn als Mensch mußte er Herr sein über seine Leidenschaften. — —

Und der Spieler? Ost jetzt er seine ganze Habe auf eine Karte, zerstört er in einer Minute das Glück derer, gegen die ihm der Schwur am Altar und die Natur die heiligsten Pflichten auferlegt. Und wenn ihm jenach die Besinnung kommt, er sieht, daß ihn seine Leidenschaft dem fürchterlichen Nichts, der Armuth, entgegenstellt; wie oft wird er dann noch zum Selbstmörder, sucht er durch einen

Druck auf den Hahn seiner Waffe oder in den Gluthen des Meeres, des Flusses einem nichts mehr bedeutenden Leben ein Ende zu machen.

Wenden wir uns jetzt zur Putsucht. Du lieber Himmel! Wenn sie nicht wäre, wie manches Mädchen, das einsam ihr Leben vertrauert, wird ihren wahren Beruf erfüllen dürfen! Aber unsere heutige Männerwelt fürchtet sich vor den Ansprüchen der Frauen, die in der That auch wirklich unverhältnißmäßig groß sind, und wenn sie heirathen, so wählen sie sich Mädchen, die ihnen als Mitgift ein Vermögen zubringen, dessen Interessen bedeutend genug sind, um die Ansprüche der Gattin zu befriedigen.

Aber noch in anderer Weise ist die Putsucht ein Krebschaden der Gesellschaft. Manches arme, von den braven Eltern zu Fleiß und Sittigkeit erzogene Kind wich von dem Wege der Tugend ab, weil sie sich nicht mehr in ihrem schlichten Kattunkleidchen mit der einfachen Linnen-schürze davor gefiel und wie eine feine Dame in Sammet und Seide gekleidet gehen möchte. Um ein schillernd Gewand, Perlen und Diamanten verkauft so manches junge Weib sich ihrer Seele Seligkeit, ihr gutes, reines Gewissen. Und wenn auch für sie eine Stunde kam, in der sie die Neue marterte, sie qualvoll empfand, welchem Trugbild sie ihr edelstes Selbst zum Opfer gebracht und die Achtung der Menschen, ihren unbescholtenen Namen, vermocht hätte sie es doch nicht mehr, zu der alten Einfachheit zurückzukehren, und wenn auch, was nützte es ihr noch, den Flecken auf der Ehre des Weibes wäscht keine Neue weg.

Warum ... ?

Skizze von W. Lücke.

(Nachdruck verboten.)



Wie oft mag dies bange Schicksalswort von blässen, zitternden Lippen gesprochen sein, aus wie viel tausend und abertausend Menschenherzen mag es sich täglich und stündlich in herbem, unendlichem Schmerze losringen, wie viele Seelen mögen ihr ganzes Dasein hindurch seinen Lösungen nachsinnen?

Wer hätte noch nie am Grabe einer schönen Hoffnung gestanden, die sein Empfinden vollständig ergriffen hatte, die ihn so süß, so lieblich umschmeichelte, die ihm sein höchstes und theuerstes Glück war? .. Wer hätte noch nie einen heiligen Wunsch, an dessen Erfüllung er mit inbrünstigem Verlangen hing, als vergeblich betrauern müssen, wer sollte noch nicht um Verlorenes durch den Tod, oder durch das Leben Verlorenes geweint haben ... ?

In solchen dunklen Augenblicken qualvollen Leidens, da tönt aus all' den Seufzern, die der blutenden Seele entsteigen, da quillt aus den Thränen, die aus den müden, umflorten Augen fließen, die eine Frage, das eine Wort, das der bleiche, zuckende Mund immer wieder lispelt: ... Warum? ...

Und keine Antwort folgt. Was theilnehmende Freunde auch Sanftes und Gutes reden mögen, in solchen Momenten ist es kein Trost, keine Linderung, da kann Niemand des unergründlichen Rathfels Lösung, die wir mit düsterem Groll von der Vorsehung begehren, uns geben.

Nur die Zeit, die allmälige Resignation kann helfen, die Zeit, die auf ihren stetig schwebenden Flügeln das Schöne und Grausige, das Herrliche und Erbärmliche, die mit ihrem Wehen neue Freude und neuen Kummer

bringt, vermag Balsam zu spenden und Wunden zu heilen.

Wir haben es oft gesehen, wie das Weh, das schreckliche, herzzerreißende, allmälige verstimmt, wie das Leid schwächer und schwächer wird und schließlich wohl gar der Vergeßlichkeit anheimfällt. Es liegt im Charakter des Menschen, wie sehr ihn seine Schmerzen niederdrücken, wie leicht oder wie schwer er sie überwinden kann.

Mancher vermag es nie, ihm bleibt der Stachel ewig zurück, er hegt und pflegt die Erinnerung an seinen Kummer, er grübelt über denselben immer wieder mit der unheilvollen Frage: ... Warum? ...

Es giebt auch Wunden, die nie vernarben, Schicksalsprobleme, die immer unerforschlich bleiben, denen gegenüber der menschliche Geist zu schwach und hilflos ist, bei denen er nur der Weisheit, der allmächtigen Vorsehung vertrauen kann und soll.

Ergebung in den Willen des Höchsten nennt man diese Demuth des Herzens, wohl dem, der sie erreicht, bevor er von der Gewalt seines Wehs übermannt zusammenfällt.

Es wird auch noch in stillen Stunden in seiner Seele manchmal beben und zucken, aber das ... Warum ... , wenn es dann und wann über seine Lippen huscht, hat seine vernichtende Macht eingebüßt, es klingt nur wie die sanfte Melancholie des Herzens, das aus seinen Stürmen und Anfechtungen siegreich hervorgegangen ist.

Es hat für sein Leid einen geweihten Altar errichtet, vor dem es zuweilen knien und beten muß. Sein frömmstes und schönstes Gebet ist dann jenes leise, traurige: ... Warum? ... ?



Lieb' Töchterchens Puppe.

(Nachdruck verboten.)

Kindheit, süße, traute Kindheit, mit welchem Strahlenkranz, welchem Glorienschein umgiebt dich die Erinnerung! Mag uns das Leben hinaufführen zu den Höhen von Ehre, Ruhm und Reichthum, mag es uns hinunterstoßen in Armuth, Schmach und Glend, das Eine wenigstens haben wir Alle gemein: die Erinnerung an jene selige, traumhaft-süße Zeit, wo wir noch nichts wußten von Standesvorurtheilen, noch nichts wußten von all' den tausend sozialen Krebschäden, über die wir jetzt philosophiren und welche wir trotzdem doch nimmer beseitigen werden und vielleicht auch nicht beseitigen wollen.

Zu, sei geeignet, liebe, holde Kinderzeit, sei gesegnet viel tausendmal, denn in dir allein liegt das Glück, in dir allein liegt die Freude und das wahre Genügen! Noch ist traut' Mütterlein deine höchste Autorität und das Steckenpferd und die Puppe dein schönstes Vergnügen!

Die Puppe!! Welch' eine Welt lieblicher Erinnerungen zaubert dieses eine Wort nicht vor das geistige Auge selbst der Matrone noch! Sie sieht sich wieder im Vaterhause, unter den ersten Augen des stattlichen Mannes, dessen Hand oft wie segnend über ihr blondes Lockenköpfchen gleitet — o, sie liebt ihn sehr — den guten Papa, der ihr Kuchen mitbringt und Zuckerwerk! Aber Mütterchen bleibt ihr doch das Theuerste und Mutterchen ist es auch, die ihr die Puppe in den Schooß legt und das kleine Mädchen mit all' seinen Phantastereien lehrt, Kleider und Wäsche nähen für den neuen Schützling von Wachs.

Ach, diese erste Puppe! Mit welcher rührenden Sorgfalt behütete das Kind sie! Und die echte Frauennatur offenbarte sich schon in dem kleinen Mädchen, wenn sie an der niedlichen, winzig zierlichen Wiege von dunkelrothem Fichtenholz hockte

und mit dem süßen Kinderstimmchen das Püppchen in den Schlaf singen wollte — mit denselben rührend naiven Worten, mit denen Mütterchen den kleinen Bruder, welchen der Storch erst vor einem Jahr gebracht, zur Ruhe brachte.

Sa, die Puppe ist das höchste Glück des Kindes — des kleinen Mädchens —, und ich muß sagen, daß ich es stets wie Unnatur empfunden, wenn ich je einmal so einem superklugen Exemplar der Spezies „Weib“ begegnete, dem die Puppe nicht der Zubegriff alles Schönen und Begehrenswerthen war. Es ist gewiß vorurtheilsvoll zu nennen, aber mir kam der Gedanke: „Hier bildet sich kein wirklicher Frauencharakter — aus diesem Kinde entpuppt sich demaleinst kein wirklich hingebendes Weib — keine ärtliche, aufopfernd treue Mutter!“ Meinen Begriffen nach müssen alle diese Frauen, die sich jetzt dazu hergeben, öffentlich für ihre Rechte zu sprechen, die gewiß nicht ihre Rechte sind und damit Sitte und Anstand in das Gesicht schlagen, nie vor einer Puppenwiege gehockt und ihrem kleinen Liebling darin ein Schlummerliedchen gesungen haben, denn sonst würde es ihnen auch später nicht eingefallen sein, in anderem, als echt weiblichem Wirken ihre Welt und ihr Glück zu suchen.

Dem Knaben das Steckenpferd, den Säbel und die Trommel, dem Mädchen aber die Puppe und neben der Puppe das Märchenbuch!! Laßt doch das Töchterchen noch glauben an Feen und Elfen, an verzauberte Schlösser und verwunschene Prinzessinnen, glauben an all' diese tausend Dinge, die wider alle Vernunft und Logik — sie bilden ja den herrlichsten Schatz der Kinderzeit — und dann — es ist ein altes Wort — daß ein Mädchenherz, dessen ganze Welt nicht einst Puppe und Märchen gewesen, auch nicht lieben lernt. Und was ist das Weib, wenn es nicht zu lieben versteht —? ein armelig Wesen, das nimmer seine rechte Heimath findet, nimmer seinen rechten Beruf erfüllen kann.

Also verjaagt Eurem Töchterchen nicht die Puppe, nicht das Märchenbuch, Ihr Mütter alle! Lehrt sie selbst spulen, weben, stricken und nähen; seid Ihr doch auch alle einmal Kinder gewesen und habt Ihr Euren leblosen Pflinglingen getändelt, als wenn menschlich Blut in ihnen gerollt — habt von Dornröschen geträumt und Schneewittchen und dachtet Euch auch in so einem Feenschloß von Geld und Silber, bis das Leben kam mit seiner Vernunft und seiner Logik.

Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn eine Sorge dich beschleicht,
Und wenn die Sorge gar nicht weicht,
Und findest du ein treues Herz,
Dann sprich von deinem Seelen Schmerz;
Kann auch der Freund den Kampf nicht kämpfen,
Kann doch der Trost die Sorge dämpfen.
Doch schau nicht jeder Mensch hinein
In deines Herzens tiefste Pein.

Oft scheint uns im Menschenleben
So schlicht der Geist, so still und eben,
Bis daß der Wechsel ihn ergreift
Und ab des Gleichmuths Hülle streift,
Bis daß des Lebens Klippen wach die Kräfte
Die in des Herzens Grund verborgen schliefen.
Die Menschen sind ein Spiegel der Zeit,
Der jedem Jahrhundert den Stempel geweiht.

Nicht glänzet der herrlichste Edelstein,
Nicht schimmert die köstlichste Perle, ich wähne,
Nicht strahlet so lieblich der Sonnenschein,
Wie in des Armen Aug' die Freundenträne.
Ein Dichterwort, daß nach Jahrtausenden das
Herz ergreift,
Das hat den Saum der Ewigkeit gestreift.

Der Salzgräber von Hallstadt. (Zu unserem Bilde auf Seite 9.)

Da droben auf'm Berge
Ist der Himmel so weit,
Ist die Welt voller Pracht
Und 's Herz voller Freud!

Die Alm voller Sommer,
Der See voller Schein:
Es kann auf der Welt
Nix mehr Schöneres sein!

Heilzahlung. Ein Eckensteher hat einen Bekannten um ein Darlehen von 5 Thalern. Dieser entschuldigte sich, ihm nicht mit der ganzen Summe zugleich dienen zu können, indem er nur 3 Thaler bei sich habe. Da sagte der Sonnenbruder: „Det schadet nischt, Männeken, sieh mich einstweilen die drei Dähler, den Rest kannst du schuldig bleiben.“

Frech. Ein Provinzialist, zum ersten Male in Berlin, besah sich die Straßen und verweilte vor einem Bilderladen unter den Linden. Kaum fünf Minuten in Betrachtungen vertieft, wurde er gewahrt, daß eben eine Hand aus seiner Rocktasche fuhr. Er packte den Eigentümer, und zu seinem Erstaunen war es ein junger Mensch von ca. siebzehn Jahren; er stellte ihn moralisch zur Rede und äußerte: „Schämen Sie sich nicht, in Ihrem zarten Alter sich schon aufs Stehlen zu legen?“ — Da antwortete der freche Jüngling: „Seh mir schämen? Schämen Sie sich een Bisten, kommen nach der Residenz und bestizen nich eenmal een seidenes Schnuppbuch!“

Wortspiel. Die Schauspieler beklagen sich sämtlich, daß Sie schlecht vorreden,“ sagte der Direktor eines Theaters zum Souffleur. — „Verzeihen Sie,“ entgegnete dieser, „die Herren und Damen reden mir schlecht nach, darin liegt es allein.“

Zuvorkommend. Ein Herr und eine Dame standen im Theater an der Kasse, um sich Billete zu lösen. Plötzlich drängt ein elegant gekleideter Herr die Dame zurück, stellt sich vor sie und erwirbt das für sie geforderte Billet. — Indem er sich damit entfernen will, ruft ihm der Herr zu: „Wissen Sie, wie man ein solches Benehmen gegen eine Dame auf gut Deutsch nennt?“ — „Zuvorkommend,“ entgegnet der Andere und ging fort.

Sehr gut. In einem Wirthshause war ein Holzschnitt an die Stubenthür geklebt, worauf ein Mann, mit dem Hute in der Hand, stand, und darüber die Worte: „Seid willkommen — All' ihr Frommen, — Ihr sollt zum Mann hinter dem Ofen kommen.“ Diejenigen, welche nun so neugierig waren, hinter den Ofen zu gehen, fanden daselbst einen sitzenden Mann angeklebt, welcher aus Leib-kräften lachte und sich den Bauch mit beiden Händen hielt, mit der Unterschrift:

„Der Mann dort an der Stubenthür,
Weißt alle Narren her zu mir.“

Zwei Worte. Friedrich der Große war einst sehr beschäftigt, als ein alter Kapitän sehr dringend bat, vor ihn gelassen zu werden. Da man es ihm abschlug, so äußerte er, er hätte ihm bloß zwei Worte zu sagen. Der König, dem es hinterbracht wurde, war neugierig, diese zu wissen, ließ ihn vor sich und empfing ihn mit den Worten: „Nur nicht mehr!“ — Der Kapitän verbengte sich und überreichte mit den Worten: „Unterzeichnen Sie!“ dem Könige eine Supplik, in der er eine Pension forderte. Der König lachte und unterschrieb.

Charade.

Wo Sem mit Bruder Saphet geht,
Der Dritte in der Mitte steht:
Die erste Silb', nach ihm genannt,
Weist hin in's ferne Wöhrenland.
Das Zweite liebt man hoch und fest,
Daß es sich nicht erkürmen läßt;
Ein altes Lied sagt, wer es sei,
Ulmächt'ig, fest und ewig treu.
Das Ganze — eine alte Stadt,
Die vieles Geld und Handel hat:
Doch gab es auch schon schwere Zeit,
Als der Franzos' sich machte breit,
Brand, Cholera, und nun am End'
Gar manches böse Falliment.
Wohl an der Elbe, nicht am Rhein,
Wird diese Stadt zu suchen sein.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Sehr einfach.

Originalzeichnung für unser Blatt.



„Fünf Jahre habe ich Sie nicht gesehen, Herr Meyer, aber Sie haben sich ganz vorzüglich konfervirt.“

„Kein Wunder, das machen die wirklich vorzüglichen Konserven, die ich führe.“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

Welcher Fischer bringt sein Netz mit
auf die Welt?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Sonnetts aus voriger Nummer:
Band.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Das Stiefmütterchen.

Eine verdächtige Cigarre. Unser reizendes Bild auf Seite 13, von dem Maler Jean Lulve's in Berlin gemalt, zeigt uns einen leidenschaftlich rauchenden alten, behäbigen Junggesellen, der in seiner Zeitungslektüre so sehr vertieft ist, daß er nicht merkt, wie sein Schlafrock in Brand geräth. Anfänglich ist er in dem Glauben, seine Cigarre sei daran Schuld, wehmüthig und schwankend betrachtet er sie, ehe er sich entschließt, ihr zu entsagen und sie wegzuworfen, bald wird er jedoch eines Besseren belehrt durch die sengende Hitze am Hintertheil. Wir wollen wünschen, daß der Schaden kein allzugroßer wird.

Der gute Dichter. In den Konduitenlisten, die im Preussischen jährlieh von dem Militär eingeschickt wurden, fand Friedrich der Große einen Lieutenant von Bideborn, der bei einem schlesischen Regimente stand, immer mit den Worten: „Ein schlechter Soldat, ein guter Dichter“ aufgeführt. Bei einer Reue ließ sich nun der König den Lieutenant vorstellen und verlangte von ihm, er solle auf der Stelle ein Gedicht machen. Dieser sagte voll Geistesgegenwart:

„Gott sprach in seinem Zorn:
Der Lieutenant Bideborn
Soll hier auf dieser Erden
Nie mehr als Lieutenant werden.“

„Gern will ich Gott beweisen, daß ich meine Offiziere avanciren lassen kann, wie ich will,“ sprach der König. „Er ist Hauptmann, aber geschwind mache Er noch ein Gedicht.“ — Der neue Hauptmann befolgte den Befehl mit folgenden Worten:

„Der Zorn hat sich gewandt,
Hauptmann bin ich genannt;
Doch hätt' ich Equipage,
Hätt' ich auch mehr Courage.“

„Er hat auch Equipage,“ antwortete Friedrich, „nur mache Er mir ja kein Gedicht mehr.“

Börslich. Friedrich der Große pflegte alle Morgen eine Viertelstunde auf der Terrasse hinter dem Schlosse in Potsdam zuzubringen und sich bisweilen ein paar Augenblicke mit dem dort Wache haltenden Grenadier zu unterhalten. Einst, zu Anfange des Frühlings, als eben Thauwetter eingetreten war und der Schnee zu schmelzen begann, sagte ein Grenadier, salutirend, bei dieser Gelegenheit zum König: „Majestät, der Schnee geht weg.“ — „Das ist recht gut,“ entgegnete der Monarch. Am andern Morgen ward ihm rapportirt, daß der Grenadier Schnee desertirt sei und einen Zettel zurückgelassen habe, des Inhaltes: „Ich habe dem König selbst meinen Abgang angezeigt und er hat denselben gut geheißt.“ — Friedrich sprach lachend: „Es ist wahr, er hat mir's selbst gesagt; schaff mir den Kerl wieder, es soll ihm nichts geschehen.“

Frommer Wunsch. Ein Ehepaar besuchte den Kirchhof. Ein besonders kühles und schattiges Plätzchen erregte in dem Ehemanne ein solches Wohlbehagen, daß er zu seiner Frau sagte: „Schau, mein Schatz, hier in diesem Winkel will ich begraben werden, wenn mir der liebe Gott das Leben erhält!“

Palindrom.

Aufrecht, liegend, krumm und schräg,
Jede Stellung drück' ich aus;
Ob bequem dein Lebensweg,
Ob die Noth dir wohnt im Haus.
Dies zurück mich, bin ich zwar
Dir vom Westen zugegangen,
Doch gehö' ich zu der Schaar,
Die das Heimathsrecht empfangen.
Alles bleibt bei mir sich gleich,
Ob ich spät, ob früh erscheine,
Ob ich arm bin oder reich,
Ob ich lache oder weine.
Stets spricht gern der Leichtsinm so
Dem der Ernst des Lebens floh.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Räthfels aus voriger Nummer:
Eichenlaub — Eigenlob.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von **John Scherwin** in Berlin.
Betruckt und herausgegeben von **John Scherwin's**
Verlag, H. G., in Berlin W., Behrenstr. 22.